

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 37

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 37 Bern,
XIX. Jahrgang 14. September
1929 1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Betttag.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Ich sehe dich im weißen Hirnenschnee,
O heimat, — und im tiefen Alpensee
hör' ich den Atem deines Lebens wehn,
Auf deinen Bergen seh' den Herrn ich stehn!

Des Allgewalt'gen Arme breiten
Sich um des Landes hoheitsvolle Weiten
Um alle, die heut' danken wollen, beten,
Die gläubig — fromm zu seinem Throne treten.

Mit tiefem Danken und mit frommem Beten
Laßt alle uns vor Gottes Thron hintreten!
Dann darf vor keinem Unheil uns je bangen,
Nachdem den Vatersegen wir empfangen.

Das Schweizervolk hat seinen Betttag heute!
Der Glocken feierlich Geläute
Schwingt sich mit tausend Bitten höhenwärts
Zu seines Schirmherrn treuem Vaterherz.

Und Danktag ist's! Wer wollte nicht
Ausschauen zu der Berge reinem Licht
Und danken Gott für seiner Liebe Walten,
Die Land und Volk so frei und wohl erhalten?

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

24

Lambert ging das Wasser jetzt bis an die Schultern.
Dem viel längern Peter bis an die Brust.

„Ich werde flott“, gurgelte Lambert. „Ich kann mich nicht mehr halten. Jede Welle hebt mich in die Höhe. Peter, wenn du —“

Eine Dünung, stärker als alle anderen, kam heran, wusch Peter über die Schultern und riß Lambert die Beine unterm Leibe weg.

Mit offenen, jammervoll klagenden, anklagenden Augen und offenem Mund, den Kopf nach oben, sank er langsam in die Tiefe.

„Leb wohl, meine liebe Mm...!“

Das Wort konnte sich dem Mund nicht mehr entringen. Das Wasser schloß ihn. Nur noch eine Hand, starr, weiß, mit langausgestreckten Fingern, wie zur Beschwörung, sah Peter noch einige Augenblide gegen sich gerichtet. Dann schlug die Flut auch um diese ihren Mantel undbettete den Körper mit weichen, langsam nachgebenden Armen auf den Wattengrund.

Mit dem letzten Rest seiner Stimme heulte Peter aufs neue seine Todesnot gegen die dicken Nebelwände.

Da spalteten sie sich von einem mächtigen Antwortruf:
„Hilfe naht! Aushalten!“

Aber Peters Kräfte waren erschöpft.

Eine neue Dünung schlug ihm über den Kopf zusammen und schwemmte ihn weg. In diesem Augenblick schoß pufsend ein Boot aus dem Nebel. Pastor Edleßens Hand packte den Ertrinkenden am Kragen und zog ihn herein.

Über ihn stürzte sich Güldenapfel:

„Allmächtiger! Mein Peter!“

„Lambert!“ gurgelte Peter mit einer Handbewegung nach dem Wasser.

Dann wurde er ohnmächtig.

37.

Auf den Westerschiffen glühte und schwitzte die Heumahd.

Alle waren sie draußen: die Halligmänner und die Pelwormer Mäher, die Halligfrauen und Mädchen.

Auch Frau Nautilius war zwischen Diek und Karljochen mit hinausgewandert. Sie hatte tapfer den Rechen mit in der Reihe geschwungen, als sei sie eine Nachkommvin der Pfarrerfamilie von Wakefield. Über die Rämmarbeit in der zähen Grasstoppel erwies sich für ihre Arme doch bald zu schwer.

„Maile, ich streike.“

„Setz dich auf den Heuhümpel, Tante Erdmutter. Und dann solltest du uns zeichnen. Heute hast du uns ja alle auf einem Haufen.“

Frau Nautilus tat nach Maikes Vorschlag.

Ihr Blick suchte die Jungen. Wieder schönste, reine gende Arbeitsstunden, die ihnen Muskeln und Herz stärkten für den späteren großen Kampf! Sie fand nur Diez und Karljochen. Ja, Edleffsen hatte recht: um die beiden brauchte man sich nicht zu sorgen. Aber wo waren Lambert und Peter? Sie sah sie nicht. Sie mußten mit anderen Gruppen ganz bis zur Kante vorgeschwärmt sein. Armer Lambert! Er freute sich nicht auf seinen Vater. Mit welcher Unruhe hatte es den armen Jungen während der letzten Tage umgetrieben!

Nein, der Kampf um die Söhne zwischen ihr und ihrem Mann war noch nicht beendet.

Aber war er noch ebenso leicht weiter zu führen wie beim Beginn? War zwischen ihr und ihrem besten Bundesgenossen Edleffsen nicht eine stille Entfremdung eingetreten? Eine Art Nebel, wie er sich — merkwürdig an einem solchen Tage und wohl infolge der plötzlichen Abkühlung — jetzt über Watt und Hallig zu legen begann? Hing es nicht mit der geschäftlichen, gewinnbringenden Anlegung ihres Vermögens zusammen? Hatte sie so nicht stillschweigend, hinter rüds, in den ganzen Erziehungsplan Edleffsens ein Loch gemacht und war hinter Güldenapfel hergegangen?

Dies Gefühl wuchs und schnürte sich um sie zusammen wie der Nebel um die Hallig. O, wie kalt dieser Nebel jetzt blies! Maile hatte vorhin geäußert: es gibt anderes Wetter. Sie würde Recht bekommen — wie immer.

Maile! — Plötzlich war es ihr, als ob die graue Mauer sich spaltete, und Maile blickte sie mit ihrem rot und weißen, klaräugigen Mädchen-Kindergesicht wie aus einem blanken Fenster an. Und sagte: „Tante Erdmutter, ich bin auch mit euch allen unzufrieden, sogar mit Vater. Hättet ihr, wie ich, nur auf die Stimmen in eurer Brust gehört, so wäret ihr selbst klar geblieben und wußtet was ihr wolltet — wie Güldenapfel!“

Ich habe heute wohl wieder meinen gespenstischen Tag, sagte Frau Nautilus zu sich und stand auf, ihr Skizzenbuch wieder zuklappend. Mit dem Zeichnen gab es nichts mehr. Ja, Maile! Sie war wirklich die einzige, die stets konsequent gesprochen und gehandelt hatte. Obwohl sie fast noch ein Kind war.

Der Nebel wurde immer dicker und unheimlicher.

„Maile!“ rief sie.

Aber niemand antwortete. Niemand war zu sehen. Nur aus der Ferne klang das Rauschen der Sensen.

Ein Gefühl überfiel sie, als ob sie sich im unermesslichen grauen Nichts allein befände, nur umgeben von Gesichtern und Gespenstern.

Ich will nach Hause gehn! dachte sie.

Sie schlug die Richtung nach der Werft ein. Aber bald verlor sie sie. Eine Gröpel hemmte sie am Weitergehn. Sie wandte sich und suchte. Vergeblich. Eine zweite, eine dritte zogen sich durch die Fenne. Schließlich lag sie in einem ganzen Netz davon. Erst waren sie schlammig und bruddelten. Dann bedekten sie sich mit grauem, schaumföldigem, muddelndem Wasser. Nach langem Umherirren

kam sie an einen Priel. In dem trieb, schwadend und gurgelnd, schon die Flut auf, und die Nebelmänner und Frauen huschten mit ihren Schleppen von einem Ufer zum andern.

Frau Nautilus stand still. Sie war auf der Hallig im Nebel verirrt. Unangenehm war das, nicht mehr. Aber trotzdem überfiel sie ein entsetzliches Grauen. Der Schweiß brach ihr aus und legte sich ihr eiskalt über den Körper. Nun war es, als ob die Nebelgespenster Augen und Stimmen bekämen, sie ansahen und anschrien. Aus weiter, weiter Ferne, wie in Verzweiflung befindliche, arme Seelen, die ihre gräßliche Not vergeblich in ein menschliches Ohr rufen. Bald einer, bald zwei zusammen.

Ich sehe und höre Gespenster bei lebendigem Leibe, sagte sie zu sich. Ich fiebere, ich bin krank! Sie öffnete den Mund, um gleichfalls Lebendiges herzuschreien. Da schwiegen die Stimmen. Sie irte weiter. Immer am Priel entlang. Endlich mußte ja eine Brücke kommen. Da tauchte ein Balken aus dem Nebel auf. Gottlob, das war sie!

Frau Nautilus stand still und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Nun hatte sie den ausgetretenen Weg. Von hier bis zur Werft waren es noch zehn Minuten.

Wie lange war sie auf der Fenne herumgeirrt? Sie wußte es nicht. Sicherlich weit über eine Stunde. Es wurde hohe Zeit fürs Haus. Wenn der Rüter eintraf, mußte der Tisch gedeckt sein. Die Herren waren zweifellos hungrig. Aber ob er kommen würde? Bei dem Nebel!

Sie stieg den gepflasterten Werftweg hinauf und ging zwischen den Gärten und Häusern mit ihren nebelftoten Blumen- und Fensteraugen bis zum Sieverts-Haus. Im Pesel wollte sie decken.

Sie machte die Peseltür auf.

Da trat ihr Lambert entgegen.

Schlammig, naß, ledend von den Fersen bis zum Kopf, als sei er soeben aus dem Wasser gestiegen. Das triefende Haar hing ihm über das Gesicht. Das war schneeweiss. Die Augen blickten glasig und starr. Der Mund stand weit offen wie bei einem toten Fisch. Nun bewegte er sich, und gleichzeitig hob Lambert ihr eine steife, bleiche Hand mit zusammengepreßten Fingern wie zum Gruß entgegen.

„Lambert!“ wollte sie ausschreien. Wollte auf ihn zustürzen. Die Hand fassen. Aber sie griff in die leere Luft. Die Erscheinung war verschwunden, und Frau Nautilus stürzte ohnmächtig auf der Peselschwelle zusammen.

38.

Peter lag in seinem Alkovenbett, von allen Seiten mit Wärmflaschen bepaßt, und hatte einen roten Kopf.

Neben ihm lag sein Vater.

Peter sah gegen die Bretterwand, die sein Bett vom Nachbaralkoven trennte. In der war ein Loch. Durch das hatte er sich im Winter immer mit Lambert unterhalten, als sie noch nicht in der „Röse“ schliefen.

Er lauschte, als müßte von dort ein Laut kommen. Als alles still blieb, wandte er den Kopf nach seinem Vater und sagte mit sieberglänzenden Augen:

„Haben sie ihn noch nicht gefunden?“

„Nein, mein Junge, sie meinen, die Ebbeströmung hat ihn ins Tief hinausgetragen.“

„Sie sägen und hämmern auf der Diele so schrecklich.“

„Kannst du nicht hingehen, Papa, und sagen, daß sie es nachlassen?“

„Das geht nicht gut. Pastor Edleffsen, Diez und Karljochen machen den Sarg.“

„Für Lambert? — Wenn sie die Leiche noch gar nicht haben?“

„Die finden sie in den nächsten Tagen ganz sicher, sagen die Leute.“

„Wo soll er denn begraben werden?“

„Hier auf dem Halligkirchhof. So will es seine Mutter.“

„Aber wenn nun eine Flut kommt und macht das Grab kaputt!“

„Da hast du ganz recht, mein Junge, daß du mich daran erinnerst“, sagte Güldenapfel lebhaft. „Ich werde dafür sorgen, daß der Kirchhof fest wird.“

„Und was sagt Lamberts Papa?“

„Der ist gar nicht mitgekommen. Er hatte an seinem neuen Amtsort gleich einen schweren Kriminalfall und mußte dableiben.“

Peter schloß die Augen und lag so kurze Zeit. Dann öffnete er sie wieder und flüsterte:

„Papa, ich muß dir etwas sagen.“

„Ich höre, mein Junge.“

„Etwas ganz Schreckliches. Aber du mußt mir heilig versprechen, es nicht an Frau Nautilus zu sagen.“

Gespannt beugte sich der Kommerzienrat über seinen Sohn und erwiederte ebenso leise:

„Das verspreche ich dir. Was ist es denn?“

„Lambert ist nicht zufällig ertrunken. Sein Vater hat ihn auf dem Gewissen.“

„Du meinst, weil eure Verurteilung die Veranlassung geworden ist, daß ihr nach der Hallig gekommen seid?“

„Nein, das nicht. — Lambert ist aus Angst vor seinem Vater aufs Watt gegangen.“

„Aber doch nicht um zu ertrinken.“

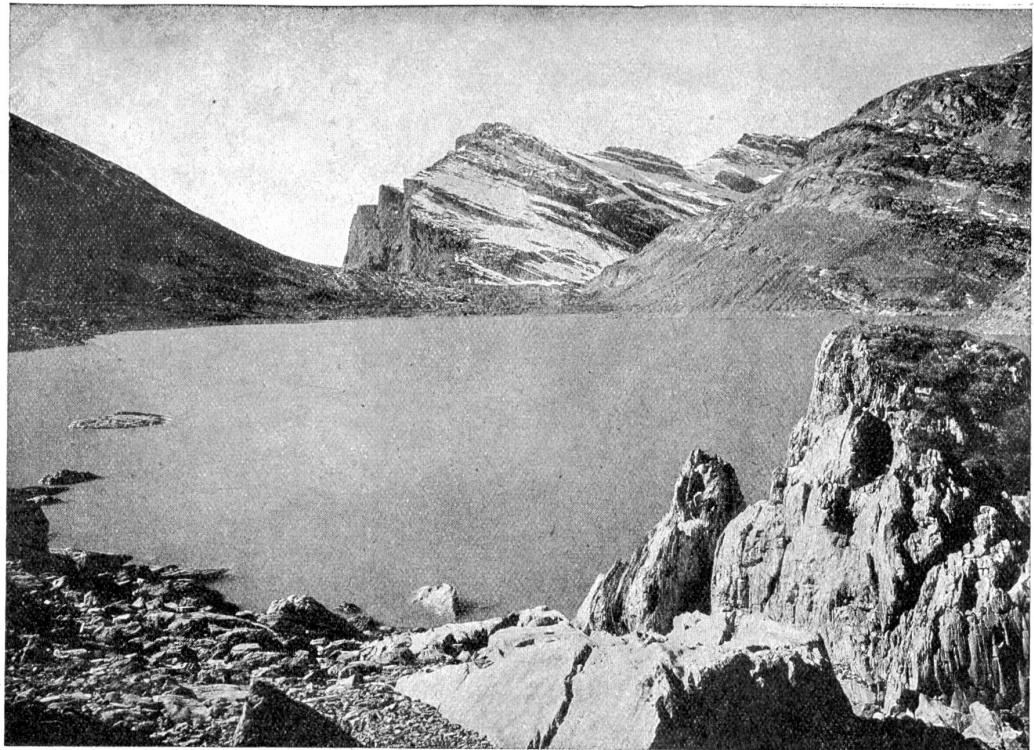
„Ja, gerade. Er sagte, er könnte seinem Papa nicht zur Schande leben.“

„Aber wie wußte er denn, daß Nebel kommen würde?“

„O, damit hat er schon lange gerechnet, daß er mal kommen sollte. Deshalb hat er ja auch immer mit Fleiß den Kompaß zu Hause gelassen. So lange wir beide aufs Watt gehen. Das hat er mir gestern, kurz vorm Ertrinken, eingestanden.“

„Dann wollte er dich also sozusagen mitnehmen“, fragte der Kommerzienrat mit steigender Erregung.

„Ja, das hat er gewollt. Er wollte sich an mir rächen.“



Gemmi. Der Daubensee.

(Phot. Wehrli, Zürich.)

Weil ich ihn zum Diebstahl verführt hätte. Das hat er mir in seiner Sterbestunde gebeichtet.“

„Daß dieser ertrunkene Lambert zu Lebzeiten ein so nachträglicher Radier gewesen ist, habe ich mir nicht träumen lassen“, sagte Güldenapfel, mit aufsteigendem Grimm die weißen Haare seines Sohnes betrachtend.

„Aber ich habe ihm vergeben“, sagte Peter.

„Das ist recht“, lobte sein Vater. „Das ist christlich. Ich will es Pastor Edleffsen erzählen.“

„Nein, nein“, rief Peter angstvoll. „Niemand darf das wissen, was zwischen uns in der letzten Stunde gesprochen worden ist. Pastor Edleffsen nicht und Lamberts Mutter erst recht nicht. Darauf hat er mir, noch im Hinuntersinken, einen Eid abgenommen.“

„Dann sollen sie beide nichts davon erfahren. Dein Geheimnis bleibt bei mir.“

Güldenapfel saß eine Weile schweigend da. Die Falte über seiner Nase und die zu schmalen Schlitzen zusammengekniffenen kleinen Augen verrieten, daß er scharf über etwas grübelte. Plötzlich zog er seine Uhr heraus, warf einen Blick hinauf und sagte:

„Peter wie fühlst du dich? Schon wieder ganz einigermaßen, nicht wahr?“

„O ja, Papa. Ich denke, ich kann nachher aufstehen.“

„Das ist sehr gut. Denn ich muß dich verlassen.“

„Ich glaubte, du wolltest diesmal ganz lange hierbleiben, zur Erholung, statt wie sonst in Wyk“, sagte Peter erstaunt.

„Das ist auch noch meine Absicht. Aber ich habe unterwegs ein dringendes Geschäftstelegramm bekommen und muß heute Nachmittag schon wieder fort.“



Adrian von Bubenberg. — Zum 450. Todestag.

„Das ist ja schade. Dauert es lange?“

„Wahrscheinlich nicht. Das kann man nie so genau wissen. Aber du bist ja bei Tante Nautilius in guter Obhut.“

Güldenapfel ging nach dem Schulhause hinüber:

„Meine liebe, teure Freudin, bei einem so furchtbaren Unglücksfall vergibt man völlig die eigenen Angelegenheiten. Ich muß schleunigst wieder nach dem Festland hinüber. Komme sobald wie möglich zurück. Haben Sie sich nun entschlossen, ein Telegramm zu schicken?“

„Es muß wohl geschehen“, sagte Frau Nautilius, auf deren totenblasses Gesicht der Schmerz und die schlaflose Nacht tiefe Spuren gezeichnet hatten. „Ach, Sie glauben

nicht, wie das Herz hier drin gehofft hat. Trotz allem. Trotzdem er mir selbst seinen Tod angezeigt hat. Man hofft doch, die Tür könnte sich auftun, fremde Schiffer könnten ihn gerettet hereinbringen. Aber es ist wohl vergeblich.“

„So geben Sie es mir mit. Oder besser noch: beauftragen Sie mich zur mündlichen Mitteilung an Ihren Gemahl. Der eine Zug, den ich überschlagen muß, macht mir nichts aus. In solchen Fällen ist Ungewissheit immer die schlimmste Qual. Wenn es auch keinen Trost bringt, die Einzelheiten weiß man als nächster Angehöriger doch gern.“

„Manchmal bin ich zweifelhaft, ob meine Söhne ihrem Vater so sehr nahe angehörig gewesen sind“, sagte Frau Nautilius bitter. „Wäre das eine nicht gekommen, dann auch wohl nicht das andere. Nein, jetzt bin ich ungerecht. Aus diesem zusammenhanglosen, reinen Unglücksfall kann ich meinem Mann keine neue Schuld aufbürden. Ja, lieber Herr Kommerzienrat, ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an. Sagen Sie meinem Mann alles was Sie wissen — mit Schönung. Vielleicht ist doch er der von uns allen am meisten Betroffene.“

(Fortsetzung folgt.)

Adrian von Bubenberg.

Zum 450. Todestag.

Jedes Kind kennt ihn, den großen Berner Schultheissen, den berühmten Verteidiger von Murten gegen Karl den Kühnen von Burgund. Von der Schule her wissen wir auch, daß das Geschlecht der Bubenberg sich um die Gründung und Entwicklung der Stadt Bern ganz besondere Verdienste erwarb, daß es kurz nach Adrians Tode aber ausstarb.

Die Geschichtsforscher setzen das Geburtsjahr Adrians von Bubenberg auf 1424. Er kam in Spiez zur Welt. Der Vater, Heinrich von Bubenberg, nimmt in der bernischen Geschichte ebenfalls einen Ehrenplatz ein. Die Mutter, eine feingebildete Frau, war eine Anna von Rosenegg, aus einem freiherrlichen Geschlecht des Hegaus stammend.